

Zitierhinweis

Prokosch, Michael: Rezension über: Christof Aichner, Die Universität Innsbruck in der Ära der Thun-Hohenstein'schen Reformen 1848-1860. Aufbruch in eine neue Zeit, Köln / Weimar / Wien: Böhlau Verlag, 2018, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 129 (2021), 1, S. 224-226, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/9fe6711984ec46858a28af49a7c579e2>

MITTEILUNGEN
DES INSTITUTS FÜR
ÖSTERREICHISCHE
GESCHICHTSFORSCHUNG

copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

Daraus hätten sich vielleicht Schlüsse ziehen lassen im Hinblick auf weitere politische Handlungsoptionen und ähnliche Rahmenbedingungen in einer solchen Regierungsposition. Deutlich wird allerdings, wie sehr gerade Münsters Schlüsselstellung am Londoner Hof und seine Abhängigkeit vom Vertrauen des Monarchen ihm Grenzen setzte und Optionen eröffnete, damit also gleichermaßen Fluch und Segen bedeutete.

Wuppertal

Ewald Grothe

Christof AICHNER, *Die Universität Innsbruck in der Ära der Thun-Hohenstein'schen Reformen 1848–1860. Aufbruch in eine neue Zeit.* (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 117.) Böhlau, Wien–Köln–Weimar 2018. 509 S., 2 Abb. ISBN 978-3-205-20641-5.

Die 1669 aus einem Jesuitengymnasium entstandene Innsbrucker Universität erlebte bis zu ihrem vollständigen Erlblühen diverse Hoch- und Tiefphasen, wurde sie doch zwei Mal in ihrem Wachstum beschränkt. Das erste Mal wurde sie im Jahr 1781 unter Joseph II. von einer Volluniversität zu einem Lyzeum degradiert, um die Forschungseinrichtungen in Wien und Prag zu stärken, nur um elf Jahre danach wieder eingerichtet zu werden. Die zweite Auflösung erfolgte im Jahr 1810 unter bayerischer Herrschaft. 1826 nahm die Universität als nunmehrige Universitas Leopoldino-Francisceae ihren Betrieb wieder auf. In diesem Jahr war der dem rezensierten Werk titelgebende Leopold Graf von Thun und Hohenstein gerade 15 Jahre alt geworden und verlebte noch sorgenfreie Tage in Prag und Tetschen, nicht ahnend, dass er zwischen 1848 – als die Innsbrucker Universität erst wieder aus der juristischen und der philosophischen Fakultät bestand (S. 21) – und 1860 als Minister für Kultus und Unterricht die Geschicke der habsburgischen Universitäten lenken würde.

Als Gegenstand der Forschung erlebte die Universität Innsbruck im Allgemeinen und in Hinsicht auf die Einflüsse der Reformen Leo Thun-Hohensteins im Speziellen mehrere Blütezeiten (S. 34–73). Es seien für die Frühphase etwa die Arbeiten von Ignaz de Luca (1782), Jacob Probst (1869) und Alfred Wretschko (1904) erwähnt. Erst mit Franz Huter begann in den 1950er Jahren eine eingehendere Erforschung der Universitätsgeschichte, wobei zu den Standardwerken die Arbeiten zur Geschichte der Universität Innsbruck zwischen 1669 und 1945 von Gerhard Oberkofler und Peter Goller (1996) – beide sind auch für mehrere Bände der Bearbeitung der Universitätsmatrikel verantwortlich – sowie zuletzt von Margret Friedrich und Dirk Rupnow für den Zeitraum 1669–2019 (2019) zu zählen sind.

Intention des Werkes von Christof Aichner ist nicht, Wissenschaftsgeschichte zu betreiben (S. 20), sondern eine Verknüpfung zwischen Universitätsgeschichte und der damaligen Reformpolitik zu schaffen. So werden im zweiten Kapitel die Nachwehen des Vormärz aus bildungspolitischer Sicht besprochen, die Leserin und der Leser in die Grundzüge des preußischen Vorbildes eines Humboldt'schen Universitätsmodells eingeführt sowie die grundsätzlichen Reformideen von Franz Exner und Leo Thun-Hohenstein vorgestellt: Verlegung der propädeutischen philosophischen Universitätskurse in den Kompetenzbereich der dafür um zwei Jahre verlängerten Gymnasien, Lehr- und Lernfreiheit als Grundrecht der Akademiker sowie Reorganisation der Lehrendenkollegien. Der diesen Abschnitt beschließende und in Kürze dargestellte Werdegang Leo Thun-Hohensteins (S. 95–110) hilft dabei, die Person hinter den Reformen – zumal die Bestellung Thun-Hohensteins ins Unterrichtsministerium für die meisten Beteiligten unerwartet geschehen war (S. 96) – und die dabei entstehenden Probleme zu verstehen.

Im Revolutionsjahr 1848 war die weitere Entwicklung der Innsbrucker Hochschule in der Schwebe (S. 130–136); es gab einerseits Bestrebungen, sie mit einer theologischen und medizinischen Fakultät zu vervollständigen – dies scheiterte zunächst an dem Unwillen der Regierung in Wien sowie an der Weigerung des Brixner Episkopats, das Priesterseminar nach Innsbruck

zu übersiedeln –, andererseits machten Gerüchte die Runde, dass die Einrichtung zugunsten der Schaffung einer neuen ober- und vorderösterreichischen Universität überhaupt abgeschafft werden sollte. In Innsbruck sollte die Besoldung der Lehrenden wie auch die damit verbundene Bereitschaft, neue Professoren zu bestellen, zu einem Stolperstein bei der Umsetzung der Reformen werden. Auch die finanzielle und strukturelle Ausstattung der Universität und Zwistigkeiten über den Stellenwert der Naturwissenschaften in der Lehre waren in den nächsten Jahren immer wieder Gründe für Probleme, außerdem befürchtete man von Regierungsseite her zu Unrecht ein Wiederaufflammen der Studentenunruhen wie im Frühjahr 1848. In der Ära Leo Thun-Hohensteins als Minister erfolgte trotz aller Schwierigkeiten eine Diversifizierung der Studienfächer, ein Ansteigen von Studentenzahlen sowie eine „stärkere Etablierung“ der Universität „in ihrer traditionellen Rechtsform als korporative Gemeinschaft“ (S. 158).

Ein äußerst genaues Bild der Personalpolitik Leo Thun-Hohensteins in Bezug auf die Universität Innsbruck (S. 170–336) zeichnet Aichner im Hauptteil des Buches. Dabei erfolgt die Gliederung der Untersuchung im Wesentlichen in Hinsicht auf die Schaffung neuer Lehrkanzeln beziehungsweise die Neubesetzung mit damals nicht immer unumstrittenen Persönlichkeiten wie etwa Karl Ernst Moy de Sons, Ludwig Ficker oder auch Ignaz Zingerle.

Im Kapitel 6 wird über die Schaffung der theologischen Fakultät im katholischen Kernland der Habsburgermonarchie informiert. Thun-Hohenstein, ein überzeugter Verfechter der Idee, dass sich Religion und Wissenschaft nicht ausschließen müssten, und eine wichtige Figur in den Verhandlungen zum Konkordat mit dem Heiligen Stuhl (S. 350–357), hatte diesbezüglich mit Gegenwind aus dem katholischen Lager (unter anderem durch Moy de Sons) zu kämpfen, bekam aber auch Zuspruch von Personen wie beispielsweise dem Juristen Karl Ernst Jarcke. Die Stellung der Kirche an der Universität war beeinflusst von den Forderungen einer Rekatholisierung österreichischer Universitäten als „Bollwerk gegen Protestantismus“ (S. 355) einerseits, den josephinischen Tendenzen einer katholischen Aufklärung andererseits. Acht debattenreiche Jahre, die durch die Rivalität zwischen den Universitäten Innsbruck und Salzburg und nicht zuletzt durch die Rückkehr des Jesuitenordens nach Österreich geprägt waren, vergingen zwischen den ersten Thun-Hohenstein'schen Plänen für eine theologische Fakultät an der Innsbrucker Universität und der Errichtung derselben (unter Kritik liberaler Zeitgenossen) unter jesuitischer Leitung 1857.

Der Diskurs um die Universität Innsbruck beinhaltete in der Amtszeit Thun-Hohensteins nicht nur religiöse Streitpunkte, sondern auch nationalistische (S. 375–400): Im Vorfeld der italienischen Einigung spielte die Frage, ob die Tiroler Universität als „deutsche Universität“ gesehen werden sollte, eine große Rolle. Insbesondere äußerte sich dies auch in den Studentenzahlen, wie anschaulich gezeigt wird: Waren in den Jahren 1850/51 noch 30 Prozent der Studenten italienischsprachig, so sank dieser Anteil bis 1858/59 auf 15 Prozent, um 1890 auf zehn und bis 1904 auf vier Prozent zu fallen (S. 378–379). Ob und in welchem Ausmaß Italienisch als Prüfungssprache beibehalten werden sollte, sorgte sowohl unter der Professorenschaft als auch den Studierenden oftmals für Unklarheiten.

Die Betrachtungen über die Geschichte der Universitätsbibliothek Innsbruck (S. 401–428), im Speziellen über ihre Funktion als Hilfseinrichtung für die Forschung und die Situation und Qualifikation der Bibliothekare, runden die Darstellung ab, bevor im Schlusskapitel Bilanz gezogen wird. Zwei Gedichte der Studentenschaft aus dem Jahr 1854 zu Ehren Thun-Hohensteins, die (vom Professorenstand zwiespältig aufgenommene) Dankadresse der Universität an den Minister anlässlich seines Rücktritts sowie Tabellen zum Personalstand der juristischen und philosophischen Fakultät bilden den Anhang des Werkes.

Mit der Überarbeitung seiner Dissertationsschrift gelingt es Christof Aichner auf 509 Seiten, die Universitätsgeschichte der Leopold-Franzens-Universität in der Zeit Leo Thun-Hohensteins als Minister mittels genauer und reichhaltiger Literatur- und Quellenrecherche stringent und lebendig zu erzählen. Die politischen Umstände der Zeit (nicht nur des Landes

Tirol) werden genau beleuchtet; die Ansichten und Befindlichkeiten zahlreich genannter involvierter Personen, in erster Linie natürlich Leo Thun-Hohensteins, werden dem Rezipienten oder der Rezipientin anschaulich vermittelt. Ein zumindest rudimentäres Register von Einrichtungen wie etwa der oft genannten Salzburger und auch anderortigen Universitäten oder dem Ministerium für Kultus und Unterricht (MCU) wäre wünschenswert gewesen, wenngleich dessen Fehlen dem Werk kaum Abbruch tut, denn die gelungene Kapiteleinteilung sorgt dafür, das Interesse auf die richtigen Seiten zu lenken. Auch wenn das Buch wohl nicht die erste Adresse für die Thun-Forschung sein wird, für die Bildungsgeschichte Österreichs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfüllt das Werk ein nicht zu unterschätzendes Forschungsdesiderat. Es bleibt zu hoffen, dass es einen Platz unter den oben genannten Standardwerken betreffs der Geschichte der Universität Innsbruck finden wird.

Klagenfurt

Michael Prokosch

Karin ALMASY, *Kanon und nationale Konsolidierung. Übersetzungen und ideologische Steuerung in slowenischen Schullesebüchern (1848–1918)*. (Zur Kunde Südosteuropas II/45.) Böhlau, Wien 2018. 434 S. ISBN 978-3-205-20787-0.

Karin Almasý, Mitarbeiterin am Institut für Theoretische und Angewandte Translationswissenschaft der Karl-Franzens-Universität Graz, befasst sich im Rahmen ihrer Forschung intensiv mit der Entstehung moderner nationaler Identifikationen im Gebiet des heutigen Sloweniens. 2014 veröffentlichte sie beispielsweise das ausgezeichnete Buch „Wie aus Marburgern ‚Slowenen‘ und ‚Deutsche‘ wurden: Ein Beispiel zur beginnenden nationalen Differenzierung in Zentraleuropa zwischen 1848 und 1861“; eine Thematik, der sie sich auch in einigen Artikeln widmete.

Auch in ihrem 2018 beim Böhlau Verlag erschienenen Buch „Kanon und nationale Konsolidierung: Übersetzungen und ideologische Steuerung in slowenischen Schullesebüchern (1848–1918)“ thematisiert sie die Geschichte des slowenischen Nationalismus. Die Autorin nimmt die Zeitspanne zwischen der Märzrevolution und dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie in den Blick und interessiert sich vor allem für die Rolle, die die Schulen – genauer gesagt die Lesebücher – im Prozess der Schaffung und Festigung des Slowenentums als relevante identifikatorische Kategorie gespielt haben. Den Schwerpunkt legt sie dabei auf die Bedeutung der Übersetzung, der Übersetzer und der übersetzten Texte.

In ihrem Buch, dessen Hauptteil aus sieben Einzelkapiteln besteht, stellt die Autorin zunächst überblicksartig die drei zentralen Themen vor, die im weiteren Verlauf durchgehend miteinander verflochten sind: die Slowenen in der Habsburgermonarchie, das Übersetzen und seine Rolle bei der Herstellung einer slowenischen „Nationalkultur“. Hierbei gelingt es ihr, stereotypischen Vorstellungen, die kennzeichnend für die ältere, und leider auch teilweise noch für die heutige Geschichtsschreibung sind, aus dem Weg zu gehen. „Ihre“ Slowenen sind keine transhistorische Gemeinschaft, die im 19. Jahrhundert plötzlich aus dem Schlaf erwacht und sich ihrer Emanzipation im Konflikt mit der ihr abgeneigt, ja sogar feindselig gegenüberstehenden staatlichen Obrigkeit versichern muss. Im Gegenteil, Almasý lehnt sich an die neuere Historiographie an und versteht die Slowenen auf eine moderne Art, nämlich als eine Gemeinschaft, die sich erst seit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert herausgebildet hat, wobei die nationalistischen Aktivisten tatsächlich mit vielen Herausforderungen konfrontiert waren, die allerdings in erster Linie mit den nicht-nationalen, flexiblen Identifikationsmustern der Bevölkerung, die sie mit ihren Ideen ansprechen wollten, in Zusammenhang standen. Der Habsburgerstaat hingegen war in diesem Prozess, was manch einen überraschen mag, eher ein (unfreiwilliger) Verbündeter als ein Antagonist.

Ihre im Einführungskapitel dargelegte These untermauert Almasý in der Folge mit zahlreichen Beispielen, die klar zeigen, wie überholt es heutzutage ist, das letzte Jahrhundert des